

Autobiographische Aufzeichnungen des Pfarrers Martin Schwarz¹

Gerhard Schwinge

Martin Schwarz (1905–1990)² war badischer Pfarrerssohn und Pfarrkandidat, wurde dann jedoch wegen der politischen Zeitumstände Schweizer Pfarrer. Bis etwa 1935 war sein Rufname Wilhelm,³ von da an Martin.

Alle Vorfahren von Martin Schwarz väterlicherseits waren seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts Pfarrer, damals aus der Schweiz nach Hessen ausgewandert. Zweieinhalb Jahrhunderte später wurde der lutherische Pfarrer Friedrich Heinrich Christian Schwarz (1766–1837) 1804 aus Hessen als Theologieprofessor an die neu aufgebaute Universität Heidelberg berufen.⁴ Von ihm stammten dann in drei Generationen insgesamt sieben badische Pfarrer ab, der letzte war Hugo Schwarz (1872–1927), Vater von Martin Schwarz. Sie amtierten unter anderem, teilweise jahrzehntelang, in Mannheim (Wilhelm Schwarz, von 1823 bis 1873, also 50 Jahre lang Pfarrer in Mannheim), in Heidelberg (Friedrich Schwarz, von 1865 bis 1910, also 35 Jahre lang Pfarrer in Heidelberg) und in Freiburg (Hugo Schwarz, von 1909 bis 1920).⁵

Der folgende Text ist nicht nur biographisch interessant, weil er zum Beispiel Berührungspunkte mit dem Prälaten Ludwig Schmitthenner und mit dem Prälaten und späteren Landesbischof Julius Kühlewein enthält. In besonderer Weise ist er ebenso für die allgemeine Zeitgeschichte erhellend: vom Ersten Weltkrieg über die Inflationszeit, die Weimarer Republik und die Weltwirtschaftskrise bis hin zum Nationalsozialismus, zur Judenverfolgung und zum Zweitem Weltkrieg. Die Aufzeichnungen zeigen zugleich, wie aus einer badischen Pfarrersfamilie wegen der politischen Verhältnisse im Dritten Reich eine Schweizer Familie in der Region Basel wurde, welche in der Generation nach Martin Schwarz wiederum einen Pfarrer hervorbrachte.

1 Ich danke den Söhnen von Martin Schwarz, Michael Schwarz und Lukas Schwarz in Baselland bzw. Basel-Stadt, dass sie mir die hier edierten autobiographischen Aufzeichnungen ihres Vaters zur Verfügung gestellt und der vollständigen Veröffentlichung zugestimmt haben. (Wiedergabe in der vorliegenden, schweizerischen Schreib- und Ausdrucksweise, einschließlich des wiederholten Tempuswechsels.)

2 Vgl. BBKL IX (1995), 1174 f. (Autor: Diether Koch, letzte Änderung: 14.03.1999).

3 Vgl. die unter diesem Namen angelegte Personalakte: LKA PA 1266.

4 Vgl. Gerhard Schwinge, „freundlich und ernst“. Friedrich Heinrich Christian Schwarz, Theologieprofessor und Pädagoge in Heidelberg 1804 – 1837 und die Heidelberger Gesellschaft seiner Zeit (Archiv und Museum der Universität Heidelberg, Schriften 11), Heidelberg/Ubstadt-Weiher/ Basel 2007.

5 Vgl. Heinrich Neu, Pfarrerbuch der evangelischen Kirche Badens von der Reformation bis zur Gegenwart, Bd. 2, Lahr 1939, 560 f.

Martin Schwarz: Mein bisheriger Weg 1905 – 1950.
Basel, den 21. Mai 1951

1905 – 1920

Als mich meine Mutter am 4. Februar 1905 im Frauenspital in Heidelberg zur Welt brachte, lebten meine Eltern mit meiner um 2 ½ Jahre älteren Schwester Irene in Seefeld, einem kleinen an der Bahnlinie Heilbronn-Würzburg und an der badisch-württembergischen Grenze gelegenen Dorf. Dort war mein Vater Pfarrer.⁶ Und Pfarrer waren schon alle Vorfahren väterlicherseits bis ins Jahr 1561 zurück. Der älteste Schwarz, von dem man weiss, hiess Lenz Schwarz und war aus der Schweiz nach Hessen gekommen. Im Hessischen blieben die Schwarz, bis einer von ihnen, der Schwiegersohn Jung-Stilling's, als Theologieprofessor nach Heidelberg und damit die Familie Schwarz ins Badische Land kam. – Ein paar Monate nach meiner Geburt wurde mein Vater von Sennfeld nach Karlsruhe an die dortige Stadtkirche versetzt.⁷ So hätte ich an Sennfeld keine Erinnerung, wenn ich nicht später während und nach dem Ersten Weltkrieg einige Male dorthin in Ferien gekommen wäre. Aus diesen späteren Jahren sehe ich das kleine Dorf noch vor mir, mit seiner Kirche und seinem Brunnen vor dem Pfarrhaus, mit der kleinen Synagoge und dem Friedhof für die jüdischen Dorfbewohner. Aus der frühen Kinderzeit aber sehe ich noch vor mir das Karlsruher Pfarrhaus an der Waldhornstrasse, in dem ich die ersten 4 Lebensjahre verbrachte, das aber seit dem letzten Weltkrieg in Trümmern liegt.

Von Karlsruhe aus kamen wir im Frühjahr 1909 nach Freiburg im Breisgau ins Pfarrhaus an der Christuskirche.⁸ Von den in Freiburg von 1909 bis 1929 erlebten 20 Jahren sind viele Erinnerungen geblieben, gute und schöne, aber auch schwere und schmerzliche: Erinnerungen an Kinderkrankheiten und Schulerlebnisse, an regelmäßige Sommerferien von 1910 bis 1913 im Châlet einer Engländerin in Wengen. Und dann Erinnerungen – wie wenn es gestern gewesen wäre – an den Kriegsausbruch am 1. August 1914, an einzelne Gesichter von den in jenen Tagen bei uns einquartierten Soldaten, die schon eine Woche später wieder als Verwundete aus dem Elsass zurückkamen und die wir am Bahnhof wiedersahen, als sie aus dem Zug ausgeladen wurden, zu dem wir unseren Vater begleiteten, der als Feldprediger einzurücken hatte. Vater kam zuerst ins Elsass, später nach Nordfrankreich. Während den folgenden 4 ½ Kriegsjahren kam er nur selten und kurz nach Hause.

Erinnerungen sind geblieben an die ersten Fliegerangriffe, zunächst noch ohne Bomben, aber mit metallenen, schraubenartigen Fliegerpfeilen, – an die ersten Bomben, an unzählige Nächte im Keller, an die Angst von uns Kindern, wenn die ersten Schüsse der Fliegerabwehr uns aus dem Schlaf weckten, – an die Angst vor den hellen Mondnächten, in denen wir regelmäßig in den Keller mussten, – aber auch an die Bubenfreuden, wenn unter Tag wegen Fliegerangriff der Schulunterricht unterbrochen wurde oder ausfiel, – an mein Schreien, als während einer Nasenoperation

6 Hugo Schwarz, 1900–1905 Pfarrer in Sennfeld.

7 Dort war Hugo Schwarz 1905–1909 Pfarrer; unmittelbarer Nachfolger an dieser Hauptkirche der Landeskirche wurde der spätere Prälat und Landesbischof Julius Kühlewein (1873–1948).

8 Dort war Hugo Schwarz 1909–1920 Pfarrer; unmittelbarer Nachfolger an dieser Hauptkirche der badischen Diaspora wurde wiederum Julius Kühlewein.

Fliegerangriff einsetzte und der Doktor weiterschnäfelte und mich wegen meines Schreiens andonnerte: Ich sei ein Lausbub und kein „deutscher Junge“. Erinnerungen schließlich an die Revolutionstage im November 1918, während denen ich auf dem Schulheimweg in eine Schiesserei hineingeriet und davon daheim plagierte und dafür von dem Pfarrverweser an Vaters Stelle den Hintern versohlt bekam, – Erinnerungen an die aus Krieg heimkehrenden Soldaten, die von ihren Pferden und Fahrzeugen herab uns Buben ihre Stahlhelme und Gasmasken und Brotbeutel verschenkten.

Zwei Monate nach Kriegsende kommt mein Vater nach Hause, freilich nur für knapp zwei Jahre, während denen ich bei ihm in den Konfirmandenunterricht gehe und mit 164 Konfirmanden von ihm noch konfirmiert werde. Ein halbes Jahr später geht Vater wieder fort, für immer. Ich bin 15 Jahre alt, kapiere von allem nichts, höre nur, die Eltern trennen sich, und Vater gibt das Pfarramt auf. Er hinterlässt einen Brief an uns Kinder, in dem steht: Ich muss fort. Ich begreife nichts, und niemand sagt mir etwas. So verstecke ich mich auf dem Estrich, bis mich irgend jemand findet. Meine Mutter und Schwester kommen nach Hause, die Beide über jene Woche fort waren.

1920 – 1929

Wir zügelnd in eine Mietwohnung. Ich selber komme in ein Schülerheim, wo ich fürs erste bleibe, bis ich mit Freiburger und Konstanzer Bibelkränzlern in ein Ferienlager an den Bodensee nach Salem darf, das der damalige Theologiestudent aus Kreuzlingen und jetzige Kirchenhistoriker von Zürich Fritz Blanke leitet.⁹ Am letzten Lagertag werde ich krank und komme für ein halbes Jahr nach Ueberlingen ins Krankenhaus. Der Arzt sagt meiner herbeigerufenen Mutter: Ihr Sohn stirbt. Aber er stirbt nicht, sondern wird nach einer Lungenentzündung und wegen einer dazugekommenen eitrigen Brustfellentzündung operiert. Fritz Blanke kommt jede Woche von Konstanz mit dem Schiff und besucht mich. Nach Ueberlingen noch ein Vierteljahr Erholung in Hinterzarten im Schwarzwald. Mit der Schule ist es aus. Ich soll möglichst bald verdienen. So komme ich als Lehrling auf eine Bank, erlebe dort die Inflation und habe Milliardenbeträge zu addieren, verdiene selber zwei Milliarden Mark, wofür ich mir eine Briefmarke kaufen kann, um an meinen Vater zu schreiben, der irgendwo in Thüringen an den Lietz'schen Landerziehungsheimen Lehrer ist.

Zweieinhalb Jahre Banklehre, dann abgebaut und arbeitslos. Ich schreibe ungezählte Stellengesuche, finde nichts, nehme Arbeit an in einem Erzbergwerk in der Nähe von Freiburg, halte die schwere Arbeit nicht aus, werde Postaus Helfer, leere Briefkästen in der Stadt, fahre mit dem Postwagen an die Züge, komme einmal nicht mehr aus dem Zug heraus und fahre bis Basel mit, komme zurück, kriege einen Anpfiff, werde auf Nachtschicht versetzt und habe Güterwagen zu laden vom Abend bis zum Morgen. Schließlich komme ich als kaufmännischer Angestellter in das Kalkulationsbüro einer Seidenfabrik,¹⁰ von der er heisst: Vater Mez u. Söhne zahlen schlechte

⁹ Fritz Blanke (1900–1967); Kreuzlingen: schweizerischer Ort nahe bei Konstanz.

¹⁰ Mez-Nähseiden in Freiburg, gegründet von Karl Mez (1808–1877), evangelischer erwecklicher Fabrikant, Sozialpolitiker und Stifter des Evangelischen Stifts, einer großen diakonischen Einrichtung in Freiburg.

Löhne. Dort sitze ich auf einem Büro hinter Kartothekkarten und rechne vom Morgen bis zum Abend, vom Montag bis zum Samstag, vom Monatsersten bis zum Monatsletzten und entdecke dabei zum erstenmal den Unterschied von Herstellungspreis und Verkaufspreis. Aber wehe, wenn ich mir diese Zahlen zu lange anschau, ohne zu rechnen. Dann steht Herr Wudtke, der Stellvertreter des Abteilungschefs, hinter mir und entdeckt mit seinem langen Fingernagel einen Fehler oder – die Schrift war schon damals zum Verzweifeln – eine unleserliche Zahl, und also Herr Wudtke singt und pfeift mich an so gut und so lange, bis mir das Leben verleidet ist und ich merke: Aus dir wird nie etwas.

Einer ist da, der redet mir gut zu. Aber ich traue ihm nicht, denn er hat mich schon einmal beinahe in eine üble Sache gebracht. Der war schon mit mir auf der Bank, und damals auf der Bank Anfang November 1923 lud er mich eines Abends in eine Versammlung ein, eine Geheimversammlung, wie er sagte. Er holte mich zu Hause ab, brachte mich in ein Haus, führte mich in einen Keller hinunter, in dem etwa drei Dutzend junge Leute sassen. An der Wand war die alte Kriegsmarinefahne angeheftet. Vor die stellte sich einer in einer abgetragenen Offiziersuniform, hielt eine Rede, von der ich freilich nichts verstand, nur so viel: Wir sollten am nächsten Abend mit Verpflegung für zwei Tage am Ausgang der Stadt um 10 Uhr nachts uns einfänden. Windjacke und Skimütze seien mitzubringen. Und wer keinen Revolver habe, könne hier jetzt einen bekommen. Und darauf wurde man einzeln von dem Mann in der Uniform vereidigt. Was man gefragt wurde, weiss ich nicht mehr, weiss nur noch, dass ich, als die Reihe an mich kam, „Nein“ sagte, worauf ich blitzschnell aus dem Keller nach oben befördert wurde. Zwei Tage später wusste ich, wo ich hingeraten war und wohin die Reise hätte gehen sollen. Das war der Geheimbund „Kapitän Erhardt“, und die Reise hätte nach München gehen sollen zu Hitlers Putsch an der Feldherrnhalle am 9. November 1923. Der, der mich mitgenommen hatte, sagte anderntags und nie wieder ein Wort über jenen Abend, und ich frug auch nicht. Aber als er mir dann später eben dort auf dem Kalkulationsbüro gut zureden wollte, da traute ich ihm nicht mehr.

Dagegen traute ich meinem früheren Rektor vom Gymnasium, einem eingefleischten Junggesellen und Demokraten mit einem struppigen Bart. Ihm klagte ich mein Leid. Er riet mir, wieder auf die Schule zu kommen, und er erleichterte mir diesen Schritt durch ein Stipendium. So kam ich nach 5 Jahren Unterbuch wieder auf die Schulbank und wurde von den jüngeren Klassengenossen als alter Veteran begrüsst. Mit ihnen machte ich zwei Jahre später die Matur. Während jener Zeit starb mein Vater in Jena nach einem leidensvollen Krankenlager.¹¹ Er hatte einige Jahre nach der Scheidung wieder geheiratet, eine sehr viel jüngere Frau, die ich sah, als ich ihn zwei Monate vor seinem Tod besuchen konnte. Auch sie ist zwei Jahre später gestorben. – Auch wenn ich äusserlich mit meinem Vater nicht zusammenlebte, so war ich doch innerlich mit ihm verbunden.

11 Am 28. Februar 1927.

Nach der Matur im Frühling 1929 ging ich nach Bethel an die Theologische Schule. Unter all den mir noch fremden norddeutschen Dozenten und Studenten war einer, der mich anheimelte: Wilhelm Vischer¹² von Basel, der ein halbes Jahr vorher von Tenniken [Baselland], wo er Pfarrer war, als Dozent nach Bethel gekommen war. Ich weiss nicht, ob ich mich ohne Wilhelm Vischer in Bethel so ganz wohl gefühlt hätte. Unter den Studenten herrschte ein nationalistischer Stahlhelmgeist, mit dem es ja angefangen hatte. Wohl verehrten die Studenten Wilhelm Vischer, aber dass er so gegen den Krieg und alles Militär eingestellt war, das begriffen sie nicht. Gab es politische Diskussionen, so waren es nur ein halbes Dutzend, die zu ihm standen. Man empfand das doppelt, da sonst alle für Vischer begeistert waren.

Ich war mit einem Stipendium der badischen Landeskirche nach Bethel gekommen und wurde, ehe ich ging, vom damaligen Prälaten der badischen Landeskirche¹³ ins Gebet genommen. Auf ihn war ich freilich nicht gut zu sprechen, seitdem er so hart und pharisäisch beim Weggang meines Vaters bei mir gegen meinen Vater Stimmung machen wollte. So entschloss ich mich, einen Weg zu finden, mit dem ich mich von dem gnädigen Stipendium des Prälaten unabhängig machen konnte. Um Arbeit für die Semesterferien zu finden, fuhr ich über Pfingsten nach Berlin, besuchte dort Bekannte, den Redaktor des Berliner Tag[e]blattes¹⁴ und seine Frau, deren Sohn Ben Zadek in einem Landschulheim in der Nähe von Ulm war. Und dorthin kam ich am Ende des Betheler Sommersemesters, nachdem ich noch auf der Reise nach Ulm in Heidelberg das Hebraikum abgelegt hatte, um das mein guter Lehrer Wilhelm Vischer freilich ein wenig gebangt hatte.

In dem Landschulheim Herrlingen bei Ulm¹⁵ waren Ferien, während denen ich die Kinder zu beaufsichtigen hatte, jüdische und nichtjüdische Mädchen und Buben im Alter von 8–17 Jahren. Und bei ihnen blieb ich hängen, das heisst, als die Ferien zu Ende waren und die Schule wieder begann, hiess es, ob ich nicht bleiben und ein paar Schulstunden übernehmen könnte. Und ich blieb, und blieb nicht nur bis zum Semesteranfang, sondern über den Winter bis zum Frühling und war glücklich wie nie zuvor. Dieses Landschulheim wurde für die nächsten Jahre meine Heimat. Und es war so, dass ich dort einmal bleiben sollte als ständiger Lehrer und Hausvater. Dadurch wechselte ich auch das Studium und wurde, wie das in Deutschland für die Ausbildung von Religionslehrern möglich war, „Schmalspurtheologe“, d.h. ich stu-

12 Wilhelm Vischer (1895–1988), Alttestamentler in Bethel und Montpellier.

13 Julius Kühlewein, Prälat seit 1924. – Sein Vorgänger war Ludwig Schmitthenner (1858–1932), Prälat von 1909 bis zu seinem Ruhestand 1924 (auch Vorsitzender der Badischen Landesbibelgesellschaft und des Badischen Landesvereins für Innere Mission); Schmitthenner war 1892–1909 Pfarrer an der Christuskirche Freiburg gewesen, also dort Vorgänger von Hugo Schwarz. Nach dessen Ausscheiden aus dem landeskirchlichen Dienst 1920 setzte er sich von Karlsruhe aus in der Inflationszeit nach Kräften für die Versorgung der in Freiburg verbliebenen Elisabeth (Else) Schwarz geb. Scholer und ihrer beiden Kinder ein, wie die Personalakte von Hugo Schwarz (LKA PA 1395) erkennen lässt.

14 Walter Zadek (1900–1992), Reformjude, starb in Israel.

15 Als jüdische Einrichtung gab es in Herrlingen von 1926 bis 1933 ein Landschulheim (trotz dieser Bezeichnung zugleich eine staatlich anerkannte Privatschule), das von Anna Essinger (1879–1960) gegründet und geleitet wurde (Eröffnung am 1. Mai 1926 in Anwesenheit von Dr. Theodor Heuss). Etwa ein Drittel waren jüdische Kinder. Im Frühjahr 1933 weicht das Landschulheim nach Südeuropa aus, wo Anna Essinger die Neugründung „New Herrlingen“ bis 1948 leitet. (Informationen aus dem Internet, siehe auch die Schilderungen im Text weiter unten.)

dierte Theologie im Nebenfach und Deutsch und Geschichte in den Hauptfächern. Was ich in dem Winterhalbjahr in dem Landschulheim verdient hatte, reichte zwar nicht für das weitere Studium. So nahm ich eine Hauslehrerstelle in Berlin an. Dort kam ich in das unvorstellbar herrschaftliche Haus des Liqueurfabrikanten Kantorowicz. Den Sohn des Hauses hatte ich bei seinen Schulaufgaben zu beaufsichtigen und zu betreuen, ein zarter jüdischer Knabe.

Gleichzeitig studierte ich an der Universität, freilich weniger Theologie als vor allem Deutsch und Geschichte. Vom Sommer bis gegen den Winter war ich dort im Hause, bis ich den Gegensatz zwischen diesem reichen Haus und dem Massenelend der Grossstadtarbeitslosigkeit nicht mehr aushielt. Ich mietete eine Gartenlaube für 10 Mark und suchte Geld zu verdienen, indem ich übers Wochenende in einem Restaurant im Grunewald Kellnerdienst machte und die Woche hindurch von abends 7 Uhr bis morgens 2 Uhr am Kurfürstendamm Zeitungen verkaufte. Bei dieser nächtlichen Beschäftigung im Berliner Westen sah man allerdings auch wieder nur die eine Seite, den Glanz und Reichtum, und am Tag im Osten, wo ich zu Mittag ass, die Elendsseite. Am Kurfürstendamm sah man – es war der Winter 1930/31 – auch Josef Göbbels, und vor allem man hörte ihn seine ersten Strassenreden halten. Und in diesem Winter hörte ich zum erstenmal Hitler, der im Osten von Berlin vor 2000 Studenten sprach. In jenem Saal brüllten sie alle um mich herum, und ich ging hernach wie ein geschlagener Hund meine Zeitungen verkaufen. Aber was mir am meisten zu schaffen machte, war nicht die Stimme Hitlers und Göbbels, sondern die Stimmen der durch die Strassen schreienden S.A.-Chöre: Juda, verrecke! Eines Morgens schleppte ich mich mit einer Lungenentzündung in die Charité, kam dort in einen Saal mit 30 oder 40 Kranken. Und dort war's nicht anders: Wenn der jüdische Oberarzt zur Visite kam, dann grinste alles, und war er wieder draussen, so tönte es aus manchem Bett: Juda, verrecke! Das alles trug nur bei, dass ich mit den jüdischen Kindern des Landschulheims noch mehr verbunden wurde, in das ich in den Semesterferien immer wieder zurückkehrte.

Das Leben in Berlin war damals so, dass man sich Mühe geben musste, um sich auf das Studium zu konzentrieren. So war ich froh, als sich Gelegenheit bot, aus jener gespannten Situation und dem Nebeneinander von Studium und Verdienen herauszukommen. Nach einer Prüfung wurde ich in die „Studienstiftung des Deutschen Volkes“ aufgenommen. Das bedeutete, dass ich ein Staatsstipendium von monatlich 120 Mark bekam, ein fürstliches Stipendium, das mich aller Sorgen enthob. Mit ihm ging ich erst einen Sommer lang nach Göttingen, dann zwei Semester nach Tübingen. Von Tübingen aus kam ich jedes Wochenende in das Landschulheim, um den jüdischen und nichtjüdischen Kindern Religionsunterricht zu geben. Aber die Nähe des Landschulheims, an dessen Ergehen ich so sehr Anteil nahm, war nicht das Gegebene, um mich aufs Examen vorzubereiten. So war ich dankbar, als ich das Angebot bekam, für die Sommerferien in das ungarische Kollegium nach Budapest zu kommen. Ich fuhr mit einem Koffer voll Examensbücher die Donau hinunter, aber Budapest und die Donau und die Puszta waren viel zu schön, um aufs Examen zu arbeiten. Auf der Rückfahrt blieb ich in Wien für das Wintersemester. Und das war ein guter Winter, gut, um zu arbeiten.

Freilich, was während meines Aufenthaltes in Wien in Deutschland geschah, belastete einen. Der Schatten jenes Winters fiel bis in das Skilager, in das die älteren Buben und Mädchen des Landschulheimes über Weihnachten mit mir ins Allgäu gekommen waren. Dort erreichte uns die Nachricht, dass der Vater eines dieser

Mädchen von der S.A. ermordet worden war. An jenem Abend haben diese Buben und Mädchen vielleicht wie noch nie vorher gemerkt, was es heisst, Juden zu sein.

1933 – 1935

Ich ging wieder nach Wien zurück und aufs Frühjahr 1933 nach Heidelberg, um dort am Ende des Sommersemesters das Examen zu machen. Die schriftliche Arbeit hatte ich in Wien fertig gemacht. Das Thema dieser Arbeit: „Die Nacht in der Dichtung der Romantiker“ hatte ich noch in Berlin mit auf den Weg bekommen von dem inzwischen nach Heidelberg berufenen Professor Alewyn.¹⁶ Aber ich hatte die Rechnung ohne den Wirt gemacht, das heisst die Arbeit ohne Hitler. Alewyn war ein junger jüdischer Literaturhistoriker. Ich kam nach Heidelberg, meldete mich bei der Studienstiftung, wie das Pflicht war, bekam dort einen Fragebogen mit endlosen Fragen vorgelegt, wie ich mich zum neuen Staat einstellte. Ich sagte dem Vertrauensdozenten der Studienstiftung, dass ich diesen Fragebogen nicht sogleich beantworten könne, zumal ich während des Umsturzes im Ausland gewesen sei, und ich müsse mir die einzelnen Fragen zuerst überlegen. Darauf hiess es, wenn ich diese Fragen nicht sogleich positiv beantworten könne, dann würde ich aus der Studienstiftung ausscheiden. Und was wollte ich sie auch beantworten, – jener Mann wusste ja schon alles, er wusste um meine Beziehungen zu dem jüdischen Landschulheim, wusste um die Empfehlungen und Zeugnisse von Juden, die mich für die Studienstiftung vorgeschlagen hatten, und als er sich noch sagen lassen musste, dass ich bei einem Juden meine Doktorarbeit und Examen machen wollte, da war es aus. Er würde schon dafür sorgen, dass ich zum Examen nicht zugelassen würde, wenn ich diesen Fragebogen nicht beantworten und unterschreiben würde. Ich ging zum Rektor,¹⁷ aber der war so undurchsichtig, dass ich wusste, woran ich war. Noch 14 Tage, und Alewyn war entlassen.

Ich ging ins Landschulheim zurück, wo inzwischen die meisten nichtjüdischen Kinder und Lehrer weggegangen und dafür umsomehr jüdische Kinder eingezogen waren. Wir waren unser drei, die damals den Unterricht besorgten. Ich hatte die kleinen Kinder zu unterrichten. Während ich mit ihnen Lesen und Schreiben und rechnen lernte, kam man sich vor wie auf einem Pulverfass. Die grösseren Kinder spürten es und schlossen sich noch mehr und enger an einen an, suchten Schutz und Zuflucht wie vor einem Gewitter.

Eines Abends rief Frau Essinger, die Leiterin des Landschulheims,¹⁸ uns Erwachsene zusammen und eröffnete uns ihre aus damals unbegreiflicher Ahnung gefassten Auswanderungspläne. An Auswanderungsmöglichkeiten kamen in Frage: England, Kana, Schweden, Norwegen. Am greifbarsten scheint England. Und dazu kommt es. Noch einmal fragt mich die Leiterin, ob ich wirklich mitkommen wolle. Ich sagte ja, ich käme vorläufig für 1 Jahr mit. Um alles vorzubereiten, fährt die Leiterin mit 2 Erwachsenen voraus. Ein paar Wochen später komme ich nach mit 100 Kindern und einem Güterwagen, in dem wir den ganzen Hausrat mitnehmen. Das das gelang, dass wir für alle 100 jüdischen Kinder damals noch die Ausreisebewilligung bekamen und mit dem ganzen Hausrat bis zum Letzten Besen zügeln konnten, ist mir seitdem immer

16 Richard Alewyn (1902–1979), Literaturgeschichtler.

17 Wilhelm Groh (1890–1964), Jurist.

18 Siehe oben Anm. 15.

wieder wie ein Wunder vorgekommen. Hundert jüdische Kinder, die man noch hinausbrachte und vor dem, was dann kam, bewahrte. Wie anders kam ich damals mit meinen 100 jüdischen Kindern in Dover an, als ein paar Jahre vorher, als ich von Göttingen aus schon einmal zu einer Studienreise durch England in Dover angekommen war.

Der Anfang in England war hart und schwer. Wir hatten durch die Vermittlung der Quäker ein Landhaus zwischen Canterbury und London bekommen.¹⁹ Das Haus war freilich viel zu klein. Wir bauten Baracken, und alle, gross und klein, mussten mithelfen. Wir schanzten wie die Wilden von morgens früh bis abends spät, sodass die Engländer den Kopf schüttelten. – Unter den 100 Kindern war auch der Bub, bei dem ich in Berlin Hauslehrer war. Er bekam, wir waren noch keine 3 Monate in England, Kinderlähmung. Ich brachte ihn im Auto, das wir für 5 Pfund erstanden hatten und das dementsprechend fast kein Auto mehr war, ins Krankenhaus und blieb bei ihm, bis seine hilfeschuchenden Augen erloschen. Wir kamen für die nächsten Wochen unter Quarantäne, und kaum war die aufgehoben, erkrankten 20 von uns an Diphtherie.

Am Weihnachtstag 1933 fuhr ich zum Gottesdienst nach Canterbury und hörte dort in der Predigt des Erzbischofs²⁰ zum erstenmal den Namen Karl Barth²¹ und von der Existenz des Pfarrernotbundes²² in der evangelischen Kirche Deutschlands. Es kam das Frühjahr 1934, und ich stand vor der Frage, ob ich weiterhin bei meinen jüdischen Kindern bleiben wollte. Nachdem der Aufbau des Landschulheims in England gelungen war, entschloss ich mich, bestärkt durch die Weihnachtspredigt, nach Deutschland zurückzukehren, um nun doch Pfarrer zu werden. So kam ich wieder nach Freiburg zu meiner Mutter. Da man damals zum Theologiestudium eine Bewilligung der zuständigen Landeskirche haben musste, richtete ich ein entsprechendes Gesuch an den Oberkirchenrat nach Karlsruhe und fragte zugleich an, wie viel Semester meines früheren nichttheologischen Studiums mir angerechnet werden könnten. Nach 3 Wochen Warten kam von Karlsruhe eine gewundene, absagende Antwort mit der fadenscheinigen Begründung, ich sei zu alt. Trotz dieser Absage blieb ich bei meinem Entschluss. Da das Sommersemester bereits angefangen hatte, konnte ich keine Zeit verlieren mit langen Ueberlegungen, was nun zu tun sei. Ich fuhr nach Basel, fand eine Bleibe in Riehen bei Dr. Martz,²³ an den mich gemeinsame Berliner Freunde gewiesen hatten. Freilich, in dem Riehener Arzthaus fand ich nicht nur eine Bleibe, sondern eine neue Heimat, der ich meinen weiteren Weg verdanke.

Von den wenigen Ersparnissen – es waren keine 200 Mark –, die ich von England nach Freiburg mitbrachte, durfte ich nach den damals neu eingeführten Devisenbestimmungen bei jedem Grenzüberschritt nur 10 Mark wieder ausführen. Bei einem Besuch bei meiner Mutter sandte ich nun per Post 50 Mark von Freiburg nach Lörrach, um sie mit über die Grenze zu nehmen. Hätte ich dieses Geld in 5-mal zu je 10 Mark über die Grenze genommen, so hätte ich nichts Verbotenes gemacht. Ich nahm

19 Bunce Court in Kent in Südengland.

20 Cosmo Gordon Lang (1864–1945).

21 Karl Barth (1886–1968), schweizerischer reformierter Theologe (Systematische Theologie), zu der Zeit noch Professor in Bonn.

22 Im September 1933 gegründet von dem Bekenntnispfarrer von Berlin-Dahlem, Martin Niemöller (1892–1984).

23 Dr. med. Hans Martz-Forrer (1888–1954), praktischer Arzt in Riehen bei Basel, 1938–1944 auch Vorsitzender des 1917 gegründeten Samariter-Vereins Riehen, während des Zweiten Weltkriegs Stellvertreter des Rotkreuz-Chefarztes von Basel.

die 50 Mark aber verbotenerweise auf einmal mit, wurde beim Grenzübertritt gestellt und über Weihnachten 1934 für 5 ½ Wochen ins Gefängnis nach Lörrach eingeliefert. Wenn ich auch etwas Verbotenes getan habe, so bedaure ich doch nicht, als Angeklagter die Methoden eines kaltschnauzigen blutjungen Untersuchungsrichters und als Gefangener die Methoden der durch SS-Männer verstärkten Gefängnisaufseher kennengelernt zu haben. Von dem Untersuchungsrichter wurde ich nicht nur wegen des Devisenvergehens, sondern auch wegen meinen festgestellten jüdischen Beziehungen als Lump und Gauner und Schwein betitelt, ich würde, wie zunächst angedroht, nicht vor einem halben Jahr wieder aus dem Gefängnis herauskommen. Dass aus dem angedrohten halben Jahr nur 5 ½ Wochen wurden, hat den Untersuchungsrichter sichtlich geärgert. Diese 5 ½ Wochen genügten, um so viel zu erleben, dass sich darüber ein ganzes Buch schreiben liess.

1936 – 1950

Nach meiner Entlassung kehrte ich nach Riehen und Basel zurück und kam erst wieder im Herbst 1936 nach Deutschland, um an einem vierwöchigen Kurs der Bekennenden Kirche in Berlin-Dahlem teilzunehmen. Da man mir immer wieder sagte, dass ich in der Schweiz nicht bleiben und als Ausländer nicht angestellt werden könnte, so suchte ich weiter nach Möglichkeiten in Deutschland. Aber ausser Martin Niemöller hatten auch Leute von der Bekennenden Kirche Bedenken, einen Vorbestraften als Pfarrer in eine Gemeinde innerhalb Deutschlands zu schicken. So machte ich Fakultätsexamen in Basel, kam als Lehrvikar nach Allschwil, bestand das praktische Examen in Baselland und wurde im Frühling 1938 in Pratteln ordiniert. Anschliessend kam ich für 5 Monate als Pfarrverweser nach Schiers im Kanton Graubünden und einen weiteren Monat nach Salez im St. Galler Rheintal. Als ich dann ohne Arbeit war, konnte ich im Pfarrhaus Rothfluh Unterkunft finden. Dort erreichte mich das gelbe Formular der eidgenössische Fremdenpolizei, auf dem geschrieben stand, ich hätte zum 28. Februar 1939 die Schweiz zu verlassen. Während ich gegen diese Ausweisung einen Rekurs einreichte, konnte ich zuerst in Binningen und anschliessend in Buus die erkrankten Pfarrer vertreten. Von Buus aus wurde ich als Pfarrer nach Tenniken gewählt.

Am 1. Mai 1939 zog ich ins Tenniker Pfarrhaus ein, mit 2 geliehenen Stühlen und einem Tisch und einem vom Vorgänger zurückgelassenen alten Eisenbett, und mit dem Schreiben der Fremdenpolizei, dass mir die Frist zur Ausreise um 3 Monate verlängert sei. Nach 6 Monaten kam dann der Entscheid von Bern, dass mir für 3 Monate Aufenthalts- und Arbeitsbewilligung erteilt werde. Daraufhin wurde ich als Pfarrer von Tenniken installiert, und 2 Monate später heirateten wir.²⁴ Aber die Ungewissheit blieb, denn alle 3 Monate war die Aufenthaltsbewilligung und war ebenso die Gültigkeit meines deutschen Passes abgelaufen. Und eines Tages wurde mir der deutsche Pass nicht mehr erneuert, da ich mich geweigert hatte, der N.S.-Sportgruppe Liestal und der deutschen Kolonie beizutreten. Damit, dass ich keinen Pass mehr hatte, wurde die Ungewissheit noch verschärft und dauerte bis zum 18.

24 Martin Schwarz heiratete 1940 Maja Strübin aus Riehen, eine Schülerin von Eduard Thurneysen (1888–1974), Münsterpfarrer in Basel und Professor für Praktische Theologie, enger Freund Karl Barths. Aus der Ehe Schwarz gingen sechs Kinder hervor.

Februar 1943. An diesem Tage wurde ich Tenniker Bürger und damit Schweizer. Und am gleichen Tage kam vom deutschen Konsulat der Stellungsbefehl, den ich mit einem höflichen Schreiben und mit der Bemerkung, er käme zu spät, zurücksandte. Wenn auch hin und wieder von mancher Seite zu spüren war, dass man ja doch nur Papierschweizer sei und dies noch mit einem fragwürdigen Dialekt bekräftigte, so habe ich jedoch Heimat gefunden wie nie zuvor. Freilich als einer, der eine Heimat gefunden hat und dafür dankbar ist, weiss ich auch, dass diese Heimat nur eine Hütte ist.

Von den 11 ½ Jahren, während denen ich in Tenniken war, wäre manches zu sagen, Gutes und Schweres, vor allem auch von Schuld und Versäumnissen in meinem Amt. Die Liebe zu meiner Kirchgemeinde in Tenniken und Zunzgen ist in der praktischen Arbeit ja oft zu kurz gekommen über der Liebe zu den Flüchtlingen während des Krieges und nach dem Kriege. Ich weiss es, aber weiss auch, dass Menschen in der Gemeinde da waren, die auch diese Schuld mit einem getragen haben.

Aber genug davon. Und auch genug von allem Eigenen, das letztlich gar nicht so wichtig ist. Wichtig ist nur, dass man im Eigenen und ganz Persönlichen seines Lebens, seiner Arbeit, seiner Umgebung nicht stecken bleibt, sondern über den eigenen Kreis hinausieht.

Mit meinem Weggang von Tenniken am 31. Oktober 1950 und dem Anfang der neuen Arbeit am 1. November 1950²⁵ hat jedenfalls wieder ein neuer Abschnitt meines Weges begonnen, von dem heute schon zu berichten, verfrüht wäre. Davon nur so viel: dass ich auf dieser neuen Wegstrecke, die mich zu denen geführt hat, die von der menschlichen Gesellschaft als verdächtig oder schuldig und strafbar erklärt sind, erfahren habe, dass es eine gute Sache ist, sich mit diesen Menschen solidarisch zu wissen und für die da sein zu dürfen.

Dies sind in Kürze zusammengefasst die äusseren Umrisse meines bisherigen Weges, der wohl in vielem immer wieder ein Umweg war, auf dem man aber dennoch immer wieder neu zu spüren bekam, wie sehr man auch durch alle Umwege hindurch geführt bleibt.

Basel, den 21. Mai 1951

Martin Schwarz

Von 1950 an²⁶ bis zum Eintritt in den Ruhestand 1974 war Martin Schwarz Pfarrer an der Strafanstalt in Basel. Seit 1954 lud er Karl Barth zu Predigten in die Strafanstalt ein, welche dieser bis 1964 regelmäßig hielt, woraus eine enge persönliche Freundschaft entstand. Frühes Mitglied der Christlichen Friedenskonferenz, wurde Schwarz 1964 in deren Internationales Sekretariat gewählt und leitete zeitweise den schweizerischen Regionalausschuss, trat aber 1970 aus der Christlichen Friedenskonferenz aus, als diese ihre unabhängige Linie aufgab. 1979 wurde er Ehrendoktor der Comenius-Fakultät der Universität Prag. Schwarz war langjähriger Mitarbeiter der Zeitschrift *Junge Kirche*. Seinen Lebensabend verbrachte er in Riehen.

Martin Schwarz verband diakonisches mit politischem Engagement, durchschaute früh den Nationalsozialismus, stand in entscheidender Situation jüdischen Kindern

25 Als Pfarrer an der Strafanstalt in Basel.

26 Das Folgende überwiegend nach Diether Koch in BBKL (wie Anm. 2).

bei, arbeitete Jahrzehnte für Flüchtlinge und Gefangene und bemühte sich während des Kalten Kriegs wie seine Freunde Barth und Vischer um einen Ausgleich zwischen Ost und West.

Martin Schwarz starb am 28. März 1990 in Basel.